

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

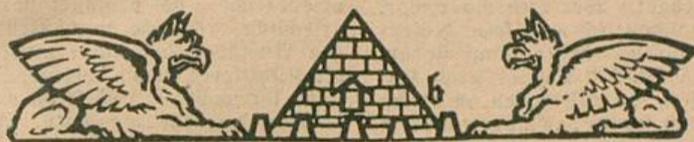
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

30.4.1937 (No. 18)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 18



30. April 1937

Zum Hebelgeburtstag

L. Henrich / Der Kirchenrat und die Schauspielerin

In der Pyramide Nr. 18 vom 5. Mai 1935 erzählte uns E. Friede Gottlieb unter der Ueberschrift „Kirchenrat und Schauspielerin“ von den Beziehungen der Künstlerin Hendel-Schüs, die sich wiederholt zu Gastspielen in Karlsruhe aufhielt, zu F. V. Hebel. Die Gefühle des Heimatdichters und Kirchenrats wurden hier auf Grund von Freundesbriefen erforscht, sondiert und beleuchtet; von Frau Hendel, die damals die sonst nicht leicht entflammbar Karlsruher zu stürmischer Bewunderung fortriß, erfuhren wir weniger, als wohl viele Leser erwarteten. Es sei mir gestattet, jene Mitteilungen über Hebels kleines „Erlebnis“ in dieser Richtung zu ergänzen.

Am 13. Februar 1772 wurde dem Schauspieler Schüler in Döbeln in Sachsen ein Töchterchen geboren, das die Namen Johanna, Henriette, Rosine erhielt. Als echtes Theaterkind kam Henriette schon mit zwei Jahren bei Aufführung der „Zubelhochzeit“ in Breslau auf die Bühne. Bald spielte sie Kinderrollen im Ballett, und seit 1785 trat sie als Schauspielerin auf. Im Jahr 1788 heiratete sie den Tenor Gunkle; diese Ehe wurde 1797 getrennt; 1802 wagte sie eine zweite Ehe mit dem Arzt Mayer; auch diese Verbindung endete nach drei Jahren mit einer Scheidung. Ein dritter Gatte wurde 1806 der Militärarzt Hendel, der nach sieben Monaten starb. Nach seinem Tod wandte sich die in ihrem Kunststreben unermüdete Witwe, die bisher hauptsächlich schauspielerisch tätig gewesen war, fast gänzlich mimisch-plastischen Darstellungen zu; ihre von allen Zeitgenossen in überschwenglichen Ausdrücken gepriesene wunderbare Formenschönheit und ihre unerlöschliche Phantasie ließen sie dafür besonders geeignet erscheinen. Bei Goethe hieß sie „der liebe, unvergleichliche weibliche Proteus“, und in den Annalen von 1810 findet sich die Notiz: „Bewegte Plastik wurde uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendel-Schüs vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere, scherzhafte, ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß“. Dieselbe Verehrung und Begeisterung für ihre eigenartige Begabung wurde der Künstlerin auch in Dänemark, Schweden, Holland, Rußland und Frankreich entgegengetragen. (Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß der wahrlich nicht einfache Heinrich von Kleist bei seinem Dresdener Aufenthalt im Jahr 1807 sich mit Henriette Hendel-Schüs anfreundete. Ihr schrieb er auch den berühmten Brief mit der Charakterisierung seiner „Penthesilea“. Schriftlta.)

Am 30. Oktober 1808 war in Karlsruhe das neue Theatergebäude, von Weinbrenner erbaut, feierlich eröffnet worden. Wenige Tage nachher trat Madame Hendel-Schüs für ein längeres Gastspiel ein. Sie riß auch hier durch ihre Mimik und durch ihre Gesten, in denen sie eine nie übertroffene Meisterin war, wie nicht anders zu erwarten war, die Zuschauer zu stürmischem Beifall hin. Am letzten Tag ihrer Anwesenheit stellte sie vor einem kleinen Kreis eingeladener Personen zu-

nächst Madonnenbilder dar, dann Riobe, Virginia und andere Gestalten der griechischen und römischen Sage und Geschichte, ferner Szenen aus „Macbeth“, und feierte dabei immer neue Triumphe.

Im nächsten Jahr ließ Madame Hendel wieder von sich hören. Bei einer in diese Aufenthaltszeit fallenden Vorstellung leistete sich Frau Hendel den bekannten lebenswürdigen Scherz, den in einer der vordersten Zuschauerreihen sitzenden Kirchenrat beim Vortrag eines seiner Gedichte zu apostrophieren.

Das Frühjahr 1811 brachte ein unerwartete Ueberraschung. Hebel berichtete den Strassburger Freunden: „Die gebenedeite Tochter Kronions, Madame Hendel, zerrissen hat sie den Bindel und sich in den Stand der vierten heiligen Ehe begeben mit Herrn Professor Schüs in Halle.“ Ein Jahr später schreibt er an dieselbe Adresse: „Ich wäre gottlob gesund, ausgenommen, ausgenommen, daß mir die Zauberin Medea von Petersburg heraus ein Zugpflaster auf mein armes vernarbttes Herz geschickt hat. Ich bin aber selber daran schuld. Ich schrieb einmal auf ein Blatt Briefpapier: „Petersburg, den Lieber Herr Kirchenrat!“ und schob es unter ihre Papiere. Vielleicht findet sie's irgend einmal, dachte ich und lacht, aber ich hatte es schon lange wieder vergessen. Dieses Blättlein hat sie mir wirklich aus Petersburg über und über beschreiben wieder zugeschickt.“

Die Tochter der Hendel aus erster Ehe hatte dem Freund Hebels, „dem Adjunkt des Rheinländischen Hausfreunds“, dem württembergischen Legationssekretär Kölle so gut gefallen, im Wille nämlich, daß Hebel ihn prompt zum Schwiegerohn der Künstlerin avancieren ließ. Auch in den Kalender wurde dieser Scherz hineingetragen. In des Hausfreunds Vorrede und Neujahrswunsch von 1811 heißt es: „Was aber die zwei Gehilfen betrifft, so hat der Hausfreund angenommen: erstlich einen braven Adjunktus, der schon weit in der Welt herumgereist ist, in Paris, in Amsterdam und in München. Der geneigte Leser wird ihn bald kennen, wenn er ihn sieht. Denn er ist hochgewachsen und breit, trägt statt der Schnallen Schnüren an den Beinkleidern, hat eine schwache, leise Stimme, versteht alle Sprachen (der Hausfreund zwar auch), und in seiner Kindheit müssen die Schutzpocken noch nicht sehr in Schwung gewesen sein.“

Sodann hat er angenommen des Adjunktus seine Adjunktin oder Schwiegermutter, die ist schon gewesen in Berlin, Wien, in Italien und auf dem Rigi in der Schweiz. Sie hat schöne Liedlein dort gelernt, kann gut singen, doch ist sie allen Leuten lieb und gut. Der Adjunkt den Hausfreund o Dingen zuacht, und wie sie's antut, z. B. ihm.“

Bei der Erzählung „Die leichteste Todesstrafe“ ist bemerkt: „Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gern umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.“

Frau Mendel lebte nach ihrer vierten Verheiratung ihre Kunstreisen fort, zunächst von ihrem Gatten begleitet. Im Frühjahr 1811 spielte sie in Berlin. Ueber ihr Auftreten berichtete der Komponist Karl Friedrich Zelter, der seinen Freund Goethe in Weimar über die hauptstädtischen Vorgänge regelmäßig auf dem laufenden hielt, in seiner urwüchsigsten, robusten Art:

„Dann ist jetzt hier Madame Schütz, vormalige Mendel, vorvormalige Meyer, vorvormalige Eunike, geborene Schüler, und spielt, daß es wettet. Ich habe gesehen Vendas „Medea“ und Kobebnes „Octavia“. Für eine Frau, die schon den vierten Mann beschläft, wäre etwas mehr Naturell nicht zu viel. Mühe gibt sie sich panna und schreit und rennt und reißt. Doch den Zusammenhang, das Melodische, vermissen ich ungern; sie ist wie eine Tragelaphe, aus hundert Fragmenten zusammengestellt, die zu einander passen wie die Faust aufs Auge. So spielt sie den Leuten hierzulande alles vor dem Maule weg. Die „Braut von Messina“ und „Maria Stuart“ hat sie auch schon bei den Ohren gehabt. Wer kein Narr war, war ich; ich bin nicht wieder hingegangen; ich mag kein Flötenkonzert auf der Trompete blasen hören. Heute fängt sie an, mimische Darstellungen zu geben, à Stück 2 Thaler grob Kurant. Es werden genug dahin laufen, die Lust haben an ihrem Fleisch, um nur nicht das Schwert zu sehen, das über unserm Haupte schwebt.“

Im Jahr 1818 übernahm Schütz eine Professur in Halle; 1824 trennte sich die Künstlerin von ihm, nachdem sie ihre theatrale Laufbahn schon 1820 abgeschlossen hatte. Sie starb fast vergessen von der Welt 1849 im Alter von 77 Jahren.

Eine kühlere Beurteilung der eigenartigen Kunstbarbie-tungen dieser Frau als durch das beifallfreudige Groß- und Kleinstadtpublikum jener Zeit finden wir in den „Jugend-erinnerungen eines alten Mannes“ von Wilhelm von Kugelgen:

„Nach so mannigfaltigen Bereicherungen meiner Erfahrung sollte ich auch noch mit einem andern Genre des Ruhms bekannt werden, nämlich den Künsten grazioser Gebärde. Die berühmte Mendel-Schütz, die in Begleitung ihres vierten Gatten Professor Schütz auf Kunstreisen ihr deklamatorisches und mimisch-plastisches Talent entfaltete, war nach Dresden gekommen und erfüllte die Stadt mit Gespräch. Auch bei uns hatte sie Besuch gemacht und meinen Eltern zwei Billets zu einer Theatervorstellung verehrt. Meine Mutter zwar, deren nächstem Wesen dergleichen eitle Schaulustungen ebenso zuwider waren als die Person der Schauspielerin selbst, wollte keinen Gebrauch davon machen, der Vater aber ging hin, und damit das Billet nicht umkäme, nahm er mich mit.

Da sahen wir denn den wunderbarsten Wechsel von lebenden Wildern, zuletzt die Künstlerin selbst als selige Mutter Gottes unter einer Schar Engel gen Himmel fahren. Mein Vater glossierte zwar über ungemalte Gemälde, die überall so reichlich vorhanden seien, daß man sich ihrer gar nicht erwehren könne, dennoch aber ging er nach beendeter Vorstellung mit mir auf die Bühne, um seine höfliche Anerkennung auszusprechen.

In ihren leichten Himmelfahrtsgewändern trat uns die blendend schöne Frau mit prachtvoll langem aufgelöstem Haar entgegen, umgeben von jungen Mädchen, welche die Engel gemacht hatten. Sie hatte die hübschesten Backfische der Stadt mit sicherem Griff zusammengerafft und sie in täglicher Übung vorbereitet, was mein Vater eine Magdalenschule nannte. Ich glaubte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben als die ganze himmlische Gesellschaft, und ganz verblüfft, wie ich war, stellte mich mein Vater der Himmelskönigin vor. „Ja“, rief Madonna, „das ist des Meisters Sohn?“ breitete mir die Arme entgegen und schloß mich an ihr Herz. So habe ich denn, ebenso wie ich in aller Unschuld einen Mitt mit den berühmten Totenköpfen machte, auch die Umarmungen jener schönsten Frau gekostet. Ich war aber spröde wie ein Käfer und sehr zufrieden, als sie mich wieder losließ. Ich wischte mir den Mund mit der Rehrseite der Hand und starrte die hellen, jugendlichen Engel an, die mir viel besser gefielen.

Inzwischen suchte die gütige Künstlerin den Vater wegen Abwesenheit seiner Frau, die er entschuldigt hatte, zu beruhigen. Wenn ihre Freunde nicht zu ihr kämen, sagte sie, so käme doch sie zu ihnen, und gewiß sollte die Mutter nichts verlieren, da sie sich ein Vergnügen daraus machen werde, bei ihr in ihren eigenen Zimmern eine Vorstellung zu geben; und wenn die eigenen Menschen möge mein Vater dazu laden. „Wohl“, rief er, „ich will nichts anderes übrig, als die Vorstellung anzunehmen.“

Die Mutter werde gewiß verzeihen, wenn ich ihr die Neuigkeit mit zar-

terester Schonung bei, alles ihrem eigenen Ermessen anheimstellend. Sie kam ihm aber aufs freundlichste entgegen und richtete ihre Zimmer für den Kultus jener fremdartigen Priesterin ein. Das nötige Arrangement wurde bald getroffen. Unter einem Kronleuchter von Argand'schen Lampen — eine neue Erfindung damals — ward ein erhöhtes Podium errichtet und mit Teppichen belegt, der grünseidene Vorhang vor dem großen Raphaelischen Bild aber sorglich zugezogen, um einen ruhigen Hintergrund zu gewinnen und vielleicht auch, daß die heiligen Augen des Christkinds den Spuk nicht sähen. Zahlreiche Stühle wurden geordnet und ein Büffet durch Schirme verdeckt. Die geladenen Freunde fanden sich zahlreich ein, und mit besonderer Auszeichnung ward die von ihrem Mann, dem Professor Schütz, begleitete Künstlerin empfangen; doch hat meine Mutter dringend, bei der beabsichtigten Vorstellung von jeder Mitwirkung ihrer Kinder absehen zu wollen. Zögernd und bedauernd gab Madame Mendel-Schütz nach.

Als die herrliche Gestalt das Podium bestieg, war alles Auge, und nun begannen die wunderbaren, so berühmt gewordenen Gewandwandelungen, an denen mein Vater sich aufrichtig ergöhte. Alle weiblichen Kostüme des klassischen Altertums, priesterliche und profane, vornehme und geringe, ägyptische, griechische, römische wechselten schnell vor unseren Augen in den Altituden bekannter antiker Bildwerke, und immer war die Künstlerin höchst reizend. Jede Stellung, jeder Faltenwurf stand ihr wohl an, und selbst meine Mutter schien ihr mit wachsendem Interesse zuzusehen. Ich hing mit trunkenem Blick an der götterartigen Erscheinung.

Da öffnete sich geräuschlos die Außentür, an der ich lebte, so daß ich fast gefallen wäre, und herein trat, von weiten Reisen kommend, ein sehr lieber Freund unseres Hauses. Es war dies ein Privatgelehrter namens Prätichinowski, seines Zeichens Mineralog und Geolog und nebenbei ein großer Kind- und Kinderfreund. Der Unausprechlichkeit seines eigenen Namens wegen wurde er Prestanowski genannt, im vertraulichen Verkehr auch nur Prestano. Als er die große Gesellschaft und die befaltete Marionette auf dem Tritt sah, malte sich das dümmste Erstaunen auf seinem Gesicht; da ich ihm aber eine Erklärung zuflüstern wollte, hielt er mir den Mund zu und schlüpfte ungeschrien hinter den Reihen der Zuschauer weg, sich im Büffet verbergend. Ich folgte ihm leise nach und sagte ihm von der berühmten Person, die sich hier sehen lasse, aber er war nicht wegzubringen. Er blieb in seinem Versteck, fing an zu essen und behauptete, man sei am besten blind, wo so verrücktes Zeug vorrahe.

Die Vorstellung nahm unterdessen ihren ungestörten Fortgang. Als Sibylle imitierte die Künstlerin ein bekanntes Bild meines Vaters. Dann streckte sie sich nieder auf die Estrade, und unter ihren weiten Schleiern schienen die mächtigen Glieder einer Löwin zu schwellen: sie stellte eine Sphinx dar. Die Sphinx aber wurde zur Hammergeißel einer blühenden Magdalena mit langem, aufgelöstem Haar, und diese erhob sich dann als Mater dolorosa, um sich endlich in eine heitere, strahlend schöne Himmelskönigin zu verklären. Ein Ruck und Ruck in den Gewändern, und die Verwandlung war stets vollständig vollbracht.

Gleich beim Eintritt hatte Madame Mendel-Schütz gefragt, warum das herrliche Marienbild verhangen sei, und nun, indem sie sich selbst zur Himmelskönigin wandelte, wußte sie die Drapierung so zu werfen — oder war es Zufall —, daß sie den Vorhang auseinandertrieb und das hohe, stille, schneeweisse Gesicht der Raphaelischen Maria über dem ihrigen hinwegschaute wie der Mond aus Wolken über einem Küchenfeuer. Das Raphaelische Gesicht war nur fingiert, das andere wirklich und wirklich schön — doch aber war dies etwas, was man sehen mußte, sich des Unterschieds zwischen Wahrheit und Manier recht vollbewußt zu werden. Ich begriff jetzt plötzlich etwas von dem Horn des Trefflichen, der hinter dem Schirm saß, und selbst Professor Schütz schien so gestört, daß er herbeischlich und hinter dem Rücken seiner Frau den Vorhang leise wieder auszog.

Nun aber geschah das Ueberraschendste. Die Rüge der Affrice verdunkelten sich, ihr Auge stierte, ihr Haar geriet in Unordnung, die schweren Gewänder fielen ihr vom Leibe, und in müßigem, liederlichem Aufzug schien sie einen heißen Gewissenskampf zu kämpfen. Sie kniete nieder, wollte beten, aber der Himmel war verschlossen, die Hölle siegte. Da plötzlich schoß sie wie ein Lämmergeier herab auf meine kleine Schwester, packte sie, riß sie mit festem Griff vom Schoß der Mutter und sprang zurück mit ihrem Raube. In ihrem Gesicht malte sich Wahnsinn und Verzweiflung, ein Dolch blühte auf und das vor Schrecken halb tote Kind hing den Kopf zuunterst über dem nackten, fleischigen Arm der Kindsmörderin. Das alles war das Werk von ein paar Augenblicken, und diese

Darstellung vielleicht die glänzendste und beste; aber meiner Mutter war's doch außer allem Späße. Erschrocken sprang sie auf und nahm ihr Kind sanft aus den Händen der Kurie zurück.

Mit solchem Knalleffekt war die Schaustellung beendet; es ward ein Butterbrod gegeben, und Prestano ging zur freudigsten Ueberraschung seiner Freunde ungeschädigt an Leib und Seele hinter dem Schirm hervor.

Rehren wir nach dieser Charakterisierung der Frau Hengel durch den Menschen- und Lebenskenner Kügelen wieder zu Hebel zurück. Es wäre durchaus verkehrt, bei dem damals neunundvierzigjährigen Mann von einer ernstlichen Verliebtheit oder gar Leidenschaft zu sprechen. Alles verlief ganz einfach und natürlich; es war mehr eine harmlose Gefühls-spielerei, hervorgerufen durch ein leicht verständliches, im Naturreich begründetes Verlangen nach unschuldiger Lebensfreude. Im Strom der allgemeinen Begeisterung ließ auch Hebel sich mittreiben. Man versehe sich in das Gemüt eines Mannes, der für alles Schöne in Natur, Kunst und Menschenleben überaus empfänglich und gezwungen ist, fast ganz ohne äußere Ergebnisse von einiger persönlicher Bedeutung in einer Kleinstadt dahinzuleben. Das Auftreten der Frau Hengel mußte auf ihn wie eine Offenbarung aus einer ihm bisher verschlossenen Welt wirken.

Auffallend könnte es erscheinen, daß wir in den Briefen Hebels an die Oberländer Freundin Gustave recht auch nicht die geringste Andeutung seines „Erlebnisses“ finden. Der Krankenrat kannte wohl die Jungfer Gustave zu gut, um nicht

den Wunsch zu haben, einem Mißverständnis aus dem Weg zu gehen.

Ein deutlicher Hinweis auf die wahren Hintergründe der dankbaren Verehrung Hebels für die Künstlerin findet sich, wie Elfriede Gottlieb mit Recht hervorgehoben hat, in einem etwas späteren Brief an seinen Freund Hitzig:

„Es blüht mir eine neue alemannische Schülerin, Mad. Eslar von Mannheim . . . Ich kann in gewissen Momenten inwendig in mir unbändig stolz werden und bis zur Trunkenheit mich glücklich fühlen, daß es mir gelungen ist, unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu ersingen. Sie ist nun gekannt und wird geliebt und studiert, wo Deutsche sind, in Paris, in Rom, in Warchau, in Petersburg. Sie wird auf den ersten Theatern in Wien, München, Karlsruhe, Frankfurt in den Deklamatorien mit Beifall gehört und wandert nun mit Mad. Hengel nach Bremen, Hamburg und Petersburg.“

In den gefühlsbetonten, ja leidenschaftlichen Worten dieser Briefstelle liegt der Schlüssel zur Erkenntnis: die Heimat und ihre Sprache war für den Dichter die nie vergessene, durch die Entfernung verklärte Jugendgeliebte, der sein ganzes Herz gehörte und der er unverbrüchliche Treue hielt. Für den Dichter, dessen wertvollste Schöpfungen mit Recht Kinder des Heimwehs genannt wurden, war die rückhaltlose, stets mit ein wenig Schalkhaftigkeit gemischte Bewunderung der schönen Frau der seinem Wesen entsprechende Ausdruck der unerhöplichen, reinsten und heiligsten Heimatliebe.

Wilhelm Schäfer / Das Goldene Blies des Kirchenrats

Als die Aepfel des Jahres 1809 im badischen Land reif wurden, bekam es Johann Peter Hebel arg mit dem Herzen zu tun, obwohl der Fränkziger eigentlich über die Jahre der Liebe hinaus und als Kirchenrat nicht in den Umständen war, sich für eine Schauspielerin zu entflammen. Aber die berühmte und schöne Frau Henriette Hengel, durch ihr Gastspiel die Karlsruher entzückend, wollte an einem Deklamationsabend einige seiner Alemannischen Gedichte vortragen und kam dem Kirchenrat ins Haus, die richtige Aussprache zu lernen.

Für ihren angekündigten Besuch hatte Johann Peter Hebel in seiner Junggefellenshöhle Ordnung gemacht, soweit es möglich war; die sonst herumstehenden Bücher standen in Reih und Glied, und ein Astenstrauch ließ seine Herbstfarben leuchten, die verehrte Frau willkommen zu heißen. Als sie lächelnd in sein Zimmer trat, die am Abend vorher als Mebea tragisch über die Bühne geschritten war, ging sie nach der Mode resedafarben gekleidet wie eine andere Frau auch; aber der Kirchenrat wollte nicht, daß die Zauberin in seinen Karlsruher Alltag eingänge; er wollte selber in das bunte Reich ihrer Verwandlungen eingeholt werden.

„So bringt Ihr mir das Goldene Blies ins Haus!“ sagte er seinen Trinkspruch und bot ihr einen Wein vom Kaiserstuhl dar; aber die Frau mit geschürzten Lippen nippte nur an dem Glas und sagte: „So brächte ich Unglück!“

Während Johann Peter Hebel verduht die Wahrheit des Wortes bedachte, daß der Raub des Goldenen Blieses den Argonauten nur Unheil gebracht hatte, leuchteten ihre Bernsteinaugen warm: „Wie könnte ich Euch etwas wiederbringen, das Ihr nicht verloren habt?“ sagte sie und mochte meinen, daß er den Segen des Goldenen Blieses in seinen Gedichten besäße.

Als es danach zu dem Unterricht kam, ging dem Kirchenrat das Herz auf, so innig hatte sich die berühmte Frau in seine Dichtungen eingelesen, und so ungebrochen strömte der Wohlklang ihrer Stimme in die alemannische Sprachform ein; weil in seinen Versen, so scherzte sie, die Natur noch nahe beim lieben Gott läge! Wenn es Johann Peter Hebel um die Unterweisung gegangen wäre, hätte er zweifeln müssen, ob es seiner Anleitung noch bedürfe. Um der Schülerin willen war er gleichwohl zwei Stunden lang fleißiger als je im Gymnasium; und als er noch eine Stunde mit der herrlichen Frau verplaudert hatte, ehe er Abschied nahm, schien dem Dichter mehr als ihr Duft in der Stube geblieben.

Warum muß ich in Karlsruhe Kirchenrat sein? Haate er, der in seinen Gedanken zwar noch für das Wort vom Goldenen Blies die rechte Unterkunst suchte, aber es hatte heimliche Sehnsüchte aufgerührt, als sei ihnen Erfüllung verheißen worden.

*

Am Abend, als der Hof und die Karlsruher Bürgerschaft um die hohe Kunst der Frau Hengel versammelt waren, als sich der Großherzog mit mehreren Fürsten seinem Volk und den Fremden zeigte, sah der Kirchenrat in einer der vordersten Reihen; und wie im Theater vordem konnte die holde Zauberin keinen aufmerksameren Zuhörer haben als ihn, der sie nun nicht mehr in einer fremden Gestalt auf der Bühne sah, sondern sie selber stand im Saal, ihm vertraut seit dem Morgen.

Sie deklamierte zuerst andere Dinge aus dem Reich der Medea, düster und groß, daß der Beifall sich kaum, in den Saal

wagte. Darum, als nach wildem Kampf und grausamer Klage Johann Peter Hebel zu Wort kam und die alemannischen Heimatlaute erklangen, war alles vorher wie der Gang durch einen Gebirgswald gewesen mit schwarzen Tannen und rotem Gestein; nun aber öffnete sich das Märchen der grünen Waldwiesen mit hellem Gebüsch darin, und die Säume des Gebirges hingen blaue Schatten herüber.

Zulezt sprach sie den schelmischen Sang von „Hans und Berene“; und der Beifall brach wie ein Strich Feldhühner aus, immer von neuem aufjagend, wenn er sich niederzulassen schien. Da half der frohen Frau Hengel keine Verneigung, kein Lächeln und keine Dankesbezeugung der Hände: sie mußte das Gedicht wiederholen, um noch helleren Beifall zu ernten. Denn nun wollte der alemannische Stolz danken, daß die Sprache der Heimat den Juguana zur hohen Dichtung gefunden hatte, wo sie kein Aschenbrödel mehr war, sondern die froh bearbeitete Prinzessin.

Soweit klatschte Johann Peter Hebel noch mit, obwohl es ihm kurios zumute war. Dann hätte nach dem Fettel eine Szene aus Macbeth den Beschluß machen sollen; aber die Künstlerin konnte aus dem fröhlichen Beifall nicht mehr in das tragische Dunkel zurück. Sie kündigte statt dessen den „verliebten Hauensteiner“ an, ein Gedicht, das noch nicht im Buch stand, doch manchen schon bekannt sein mochte; denn sie begrüßten es jubelnd. Weber Goethe noch Schiller noch der verdünnte Shakespeare hätten die Zuhörer der Frau Hengel so in den Bann ihrer Worte nehmen können, wie es die Verse des einfachen Gedichts taten, dessen Laute zwar aus einem fremden Mund flossen, aber ihr Klang war allen Ohren vertraut.

Als es dann im siebenten und letzten Vers mit lustigem Spott hätte heißen sollen:

„Well, de meinscht, i sag der, wer?
s' isch e Sie, es isch fei Er!“

trat die Künstlerin mit einem spitzbübischen Lächeln vor und versprach sich scheinbar: „s' isch fei Sie, es isch en Er!“ und zeigte, daß jeder wüßte, wer mit der Verwechslung gemeint war, dreißt auf den Kirchenrat.

Da war es freilich mit der Deklamation zu Ende. War der Beifall vorher wie ein aufgehender Strich Feldhühner gewesen, so brach er nun auf den bestürzten Johann Peter Hebel wie ein Hagelschauer nieder, die Halme und Blätter seiner Bescheidenheit knickend. Schließlich standen die meisten im Saal, klatschend und beifallrufend, auch der Großherzog bewogte die Hände. Der Kirchenrat mußte selber aufstehen und sich verneigen, bis ein schelmisches Dankeswort der Künstlerin an ihren Freund Hebel den Beifall auf sie zurückdrückte und danach der deklamatorische Abend der Henriette Hengel in einen fröhlichen Ausbruch überging.

Als der Hof sich entfernt hatte und seine Freunde den gleichsam auf die Bretter geratenen Kirchenrat umdrängten, hätte Johann Peter Hebel eher wie ein Buß die Zunge herausstrecken als ihre Worte anhören können. Er warf sich wie ein Schwimmer durch den Strudel der Hände hindurch und entwich über die kleine Treppe hinauf in das Künstlerzimmer, wo er Frau Hengel fand, blühend vor Glück und Uebermut. Da war er weder mehr Kirchenrat noch Professor am Gym-

nasium; als das warme Frauenwesen die Arme hob, stürzte er hinein und wußte, daß es dreimal mehr als Dank war, was er ihr mit seiner stürmischen Umarmung zollte, daß er für einen Augenblick das Glück in den Armen hielt, davon nach seinen Worten „im verborgenen Stübli“ die Geister gesungen hatten.

*

Nachher war zu Ehren der Frau Hendel eine Abendgesellschaft vorbereitet worden, an der Johann Peter Hebel als einer unter andern Verehrern hatte teilnehmen wollen; aber nun war er mit in ihren Ruhm hineingeraten, und keiner hätte ihm die Ehre streitig machen können, neben der Zauberin seines schönsten Tages als Hans im Glück dazufügen.

Wie wenn er bis zu diesem Abend eine Larve gewesen wäre, daraus nun der Schmetterling ausschlüpfen wollte, so war es ihm an der Seite des blühenden Frauenwesens zumute. Denn nun war für Johann Peter Hebel der Ruf des Lebens da, von dem die Geister „im verborgenen Stübli“ sangen, der Ruf des Lebens, der in uns allen nach einem andern Dasein begehrt als dem, darin die Stunden des Alltags abrinnen.

Die Leidenschaft läßt den Menschen die Schranken vergessen, die ihm durch den Alltag gesetzt sind; und das Schicksal zerbricht sie, ihn selber mit zu zerbrechen! So und ähnlich suchten die Gedanken des Kirchenrats sich durch den Aufruhr zu schlagen, in den er durch die stürmischen Gastspielwochen geraten war; und nun hatte ihm Medea selber am Herzen gelegen, wie sie Jason am Herzen lag.

Wie könnte ich Euch etwas wiederbringen, das Ihr nicht verloren habt? hatte die Zauberin rätselvoll gesagt und mit dem Goldenen Bliß — das war ihm gewiß — die unverlorene Fähigkeit gemeint, dem Ruf des Lebens zu folgen, wie er sie nun bewies, der wahrhaftig als Hans im Glück neben seiner schönen und berühmten Nachbarin dasaß und den Kirchenrat wie den Kalendermann gegen den Liebhaber dieser Frau ausgetauscht hatte, die in seinen Karlsruher Alltag hineingeweht war, ihm eine Tür in den Raum der großen Kunst zu öffnen. Aber ein einziges Wort reichte aus, den Glückshandel Johann Peter Hebels ungewiß zu machen.

Als einer ihn aus der Begeisterung des Abends den alemannischen Goldmund nannte und alle darauf mit ihm anstießen, auch seine Nachbarin, wurde gleichsam der Scheffel zur Schau gestellt, darin sein Weizen redlich gedroschen und geworfelt, zur Ehre gekommen war. So wohl ihm die Ehrung tat und so stolz er damit in das Hochgefühl seiner Liebesgedanken eingehen wollte, so unerbittlich erinnerte ihn das Wort an die Verhaftung, darin jedes Wort und Gefühl seiner Gedächtnisse aus dem Alltag des alemannischen Volkes lebte, dem er, wie ein Schmetterling seiner Larve, hatte entflüpfen wollen.

Daß seine Nachbarin dies mit ihrem Spruch vom Goldenen Bliß gemeint haben könnte, daraus überfiel Johann Peter Hebel eine Verwirrung, ihn so kleinlaut zu machen, wie er übermütig gewesen war. Während er noch im Schrecken dasaß, daß er dann ja dabei wäre, mit dem Kirchenrat und Kalendermann auch den Dichter der alemannischen Heimat gegen den Liebhaber auszutauschen, erregte seine Partnerin schon wieder neuen Jubel, indem sie mit ihrer Glodenstimme das Rigilied sang; denn sie sang es schwyzerdütsch und mit aller Schelmerei, als ob sie nicht die modische Frau, sondern ein Schweizer Meißchi wäre.

Ob sie schon oben gewesen sei auf dem Rigiberg? fragte er zornig, den es würgte, wie lächelnd sich seine Partnerin den Naturlaut des Liebes aneignete; er aber sah auch hier als der heimgekehrte Hans im Glück mit leeren Händen da. Und als sie die Frage übermütig zurückwarf, gab Johann Peter Hebel ihr und denen, die sonst zuhörten, seine mißglickte Rigireise preis, die er bisher auch den Freunden verschwiegen hatte.

Der Kirchenrat, erzählte er nach seiner Art in der dritten Person, der Kirchenrat habe vor einigen Jahren geglaubt, sich den Jugendtraum einer Rigifahrt erfüllen zu können. Damit ihm auf der Heimreise nicht das an der Barschaft fehlte, was er auf der Hinreise zuviel ausgegeben hätte, habe er seine Gulden treulich geteilt, in die rechte und linke Westentasche je zwanzig, und die Gulden in der rechten Westentasche mußten für die Hinreise reichen. Es sei auch alles nach Wunsch gegangen, und am fünften Abend habe der Berg über dem Zuger See dagestanden, schattenblau gegen Diten und rötlich beleuchtet von Westen, als Wachturm gleichsam vor dem weißen Abtugemauer. Zu seiner berühmten Aussicht hinauf und wieder hinab wäre noch eine Tagfahrt nötig gewesen. Da habe sein Finger gefühlt, daß die rechte Westentasche leer war, und er habe umkehren müssen, ohne auf den Sehnachtsberg seiner Jugend gekommen zu sein. Und der Böse müsse seine Hände in den Westentaschen gehabt haben; denn als er wieder in Karlsruhe eingelaufen sei, verdrießlich genug an seiner mißglickten Rigifahrt, wären in der linken Westentasche genau

die vier Gulden übrig gewesen, die ihm in der rechten Westentasche gefehlt hätten.

„Armer Kirchenrat!“ sagte die schöne Frau Hendel in das Gelächter der andern hinein; und als sie ihm ihr Gesicht zuwandte, war der Schalk vieler Fragen darin. „Armer Kirchenrat!“ sagte sie und legte ihre ringgeschmückte Hand auf die seine, der es kalt und warm unter dieser Decke wurde.

Die andern Festler indessen waren gleich eifrig dabei, ihre Fröhlichkeit an die mißglickte Rigireise zu hängen; und bald begann das gewohnte Gespäße, dem freilich zuerst noch der Kirchenrat fehlte. Aber die Hand konnte nicht für immer an der seinen liegen bleiben, so ewig der Augenblick dauerte. Als ihm, von den Genossen listig gelandt, die Aufwärterin seine Pfeife brachte, schien Johann Peter Hebel wieder der Kalendermann geworden zu sein, wie sie ihn kannten. Er erzählte seine Schalkgeschichten vom Zundelfrieder und Zirkelschmied und die seinen Galgenhumor sahen, mußten meinen, der Kirchenrat säße im Behagen seiner selber neben der schönen Nachbarin da, die derart noch einmal Unterricht in der alemannischen Aussprache nähme.

Es war ihm aber seit seiner Jugend kaum je so zum Hellen gewesen, weil das große Glück, das er schon in den Armen gehalten hatte, sich so unaufhaltbar davon machte, wie es gekommen war. So ist er nun in der Nösel dachte er die Gedanken der Frau Hendel über ihn: Da höcht er mit seinen Genossen am Stammtisch, raucht und trinkt und späßelt, ein richtiger Junggeselle, der zur Liebe wohl ein Gelüst, aber keine Möglichkeit hat, weil er nicht über die Decke aus seinem Krautgarten kommt!

Der Krautgarten ärgerte ihn, als ob Frau Hendel das wirklich gesagt hätte; aber es paßte zu seinem Grimm. So prahlte er weiter vor ihr mit seinem Gehabe, trank aus Trug mehr als sonst und gab seiner Nachbarin recht ein Bild, wie sich ein Kirchenrat in Karlsruhe vergnüge.

Weil aber unter diesem Gehabe der Jammer saß, daß es nicht anders möglich sein sollte — denn er konnte weder die geschiedene Frau Hendel in seinen kirchenrätlichen Alltag holen noch mit ihr auf Gastspielreisen gehen — weil das Gehabe nicht zu dem Jammer und noch weniger zu dem Goldmund paßte; so kam der Augenblick, da sich Johann Peter Hebel seines Zustandes schämte.

Die gelbe Standuhr in der Ecke hatte gerade zwölf geschlagen, als dieser Augenblick kam. Angeblickt, weil er die längst leer gerauchte Pfeife ausklopfen mußte, in Wirklichkeit, weil er die kühle Nacht um seine Schläfen fühlen wollte und vielleicht einen Stern erhaschen, stand er auf, an eines der hinteren Fenster zu kommen, die, wie er wußte, gegen den Garten gingen.

Das vermeintliche Fenster indessen, als er es hastig öffnete, war eine Balkontür, daran überdies der Balkon vorläufig fehlte, und es ging nicht nach innen, sondern nach außen auf, so daß er im besten Begriff war, sich aus dem Fenster zu stürzen. So sehr es ihm danach zumute war, so wenig aber standen Johann Peter Hebel selbstmörderische Absichten an; er mußte auch hier den Hans im Glück spielen.

Ein Griff an den Türarrand hielt ihn für einen Augenblick über dem schwarzen Loch in der Schwebe, wobei ihm seine schwere Leiblichkeit zustatten kam, wenn schon sein Kopf auch nicht mehr leicht war; bis ihn der hinzustringende Adjunkt an den Beinen ergriff und in den Raum zurückzog.

Obwohl ihn das rettete, war es für einen Kirchenrat eine eigentümliche Lebenslage, an den Beinen ins Zimmer gezogen zu werden, auch der Schrecken befreite den Anblick nicht von seiner Lächerlichkeit.

Immerhin hätte Frau Hendel nicht lachen sollen; aber sie hatte, von der Ansprache eines Verehrers bedrängt, nichts von dem Vorfall bemerkt, als daß der Adjunkt so eigenhändig mit seinem Meister umging. Sie legte sich zwar selber die Hand auf den Mund, als sie des Dinges gewahr wurde; aber das Lachen war in den Raum geronnen und ging nicht aus den Ohren des Kirchenrats fort, als er auf einen Stuhl gesetzt war, von seinen Freunden umringt und um der Rettung willen beläudwünscht.

Als die Frau mit fragenden Augen dazufam, hatte das Lachen bereits seine Wirkung getan. Johann Peter Hebel sah die hohle Gestalt, vom Kerzenlicht des Kronleuchters umläumt in der blauen Tabakluft, so fern dastehen, wie der Berg seiner Jugend über dem Zuger See stand, als sein Finger die Westentasche leer fühlte.

„Scherben bedenten Glück! Was ist nun das?“ fragte er gelassen und hielt ihr die Pfeife hin, die bei dem Sturz hell geblieben war wie er selber. Und als sie den Kalendermann ungewiß ansah, hatte der seinen Humor wieder zur Hand, da er mit völligem Ernst: „Das Goldene Bliß des Kirchenrats!“ sagte.